

Schwabenland Heimatland

Die schwäbische Bauernstube / Von August Zämmle

Bei aller Vielfalt des schwäbischen Bauernhauses, das durch Landschaft und Klima, Baustoffe und Wirtschaft, in Konstruktion und Anlage und Form und Ausstattung bedingt und bestimmt wird, ergibt sich als gemeinsames die klare Trennung der Räume für Menschen, Haustiere und Vorräte und die räumliche Teilung von Herdstelle und Wohnstube, während im niederrheinischen Bauernhause unter dem mächtigen Dache, ohne Abschließung, Menschen und Tiere beisammen wohnen und das Herdfeuer gewissermaßen den Mittelpunkt des Wohnraumes bildet. Noch in Mitteldeutschland hat man vielfach die Wohnfläche, der schwäbische Bauer aber ist nicht in der Küche, sondern in der davon durch Wand und Tür getrennten Stube.

Je nach der Art des Hauses liegt die Bauernstube im Unterstod, meist einige Stufen über der Erde, durch den Erker von Stall oder Wirtschaftsräumen getrennt, oder im Obergeschoß, wohin man auf einer geraden oder gedrehten Treppe oder Stiege kommt. In der Regel ist die Bauernstube der günstigste gelegene, größte und beste Raum des Hauses.

Die Stetigkeit im Bauernleben

Allgemein ist der Glaube verbreitet, daß der Bauer mit besonderer Zähigkeit am Hergebrachten festhalte. Die Tatsache ist nicht zu bestreiten. Man muß aber fragen, ob dies geschieht, weil der Bauer in seinem Wesen und Denken besonders stark oder zu träge sei, sich anzupassen und das Neue in sein Leben hereinzunehmen, oder ob es geschieht aus einer inneren Notwendigkeit heraus.

Menschen, die in der sich immer erneuernden Natur leben und mit ihr arbeiten, wissen es nicht anders, als daß auf dieser Erde Werden und Vergehen natürliches Gesetz sei. Es ist darum der Bauernstand mehr als die anderen Stände zum Erlaunen, Erhöhen und Nützen aller Bandlungen im Jahreslauf, zur Anpassung an Boden und Markt gezwungen. Und an sich wäre es nicht verwunderlich, wenn er, gerade darum, den ruhenden Pol suchte in der Erscheinungen flucht. Es ist aber so:

Sein Festhalten an der Lieberlieferung kommt vor allem aus dem Zwang der Verhältnisse und der verstandesmäßigen Erkenntnis. Wie das nachwachsende Geschlecht überhaupt, so hat auch die bäuerliche Jugend die Neigung, es anders zu machen als Eltern und Vorfahren. Sie probiert auch das Neue, und sie läßt sich gerne beglücken und bezaubern von Fremden, vor allem von dem Glanz der Stadt. Aber schon nach kurzer Zeit kehrt sie zu der Väter Art zurück, da eben das Andere sich nicht zu ihrer Arbeit und nicht zu ihrem Leben schicken will.

Wo in einem Lande der Zustand nicht durch Zünderung, durch den Wechsel der Arbeit oder die aus irgend einem Grunde erfolgte Umwertung der Lebenswerte geändert wird, haben wir immer und überall eine durch Geschlechter hindurch dauernde Lebensführung. Die Lieberlieferung bleibt einmal bestehen, weil das von Jugend an Gewohnte im reiferen Alter gerne geübt wird, aber auch aus dem anderen Grunde, weil ja die Lebensbedürfnisse im wesentlichen doch immer aus der Umwelt, deren Möglichkeiten und Gesetze gleich bleiben, befriedigt werden müssen.

Nach wie im Handwerk die praktische Handwerksübung eine Ursache der Beharrung ist, so hängt auch bei Hausbau und Einrichtung der aus der Umwelt genommene Werkstoff, gewisse Klima und Natur dazu, die Lieberlieferung zu bewahren. So ist in wesentlichen Dingen die Befriedigung der Bedürfnisse an das Gesetz der Heimat und damit an die Lieberlieferung gebunden. Bodenständigkeit ist nichts anderes als Bodengebundenheit; Freizügigkeit schließt die Lieberlieferung aus. Nicht daß die Kraft des Zeitgeschmacks beim Bauern unwirksam wäre; aber jede Umstellung kostet Geld, Geld aber ist beim Bauern immer rar und wird nicht ohne Zwang abgegeben.

Solange darum das Dorf den Lebensbedarf im wesentlichen aus dem eigenen Raum zu decken vermag und dort, solange es unabhängig ist vom Handel, vom Angebot des Fremden, ist die Lieberlieferung gesichert und die praktische Lebensführung und auch die geistige Haltung beharrend —

Die Bauernstube hat wie Bauernhaus und Bauernhof ihr Gesetz in sich, ebensogut wie Pflug und Wagen und Gerat.

Man kann darum die Bauernstube nicht an dem städtischen Geschmack messen, so wenig man die städtische Wohnung aus dem bäuerlichen Bedürfnis heraus beurteilen kann. Dorfremde Menschen empfinden Bauernhaus, Bauernkleid und Bauernleben oft als dörflig oder gar als roh. Und mancher Bauer und manche Bäuerin wundern sich, wenn sie in eine gut ausgestattete städtische Wohnung kommen, über die Vielfalt und den Luxus der Einrichtung, sie sehen die große Mühe, welche die Pflege dieser Wohnung erfordert, und sie verstehen den Sinn einer solchen Lebensart nicht. Es vermögen eben Menschen, die sich täglich an dem Reichtum und der bunten Fülle der Natur sättigen und erquicken können, welche die ganze Herrlichkeit von Wald und Wiese und blauem Himmel unmittelbar zu eigen haben, wohl viel von dem zu entbehren, was wir „Kultur“ heißen. Wenn die Natur entzogen ist, sucht Ersatz in der Lebenshaltung.

Auch heute noch nimmt der Bauer häufig, was zum Hausbau und zur Einrichtung an Werkstoffen nötig ist, aus dem Eigenen, oder er begnügt sich mit dem, was in der Nähe und um billiges Geld zu haben ist. So hat man im Waldland das Holzhaus, Stuben mit vertäfelten Wänden und Decken, bei uns das Fachwerkhäuser mit gefalteten Wänden und tannenen Bretterböden. Die Pflege eines solchen Hauses ist billig. Das Anstreichen und Weissen kann man selbst besorgen oder im Tagelohn besorgen lassen. So bleibt der Bauer Selbstversorger, und kaum ein anderer Stand vermag so wie der bäuerliche in Zeiten der Not seine Lebenshaltung ohne bedeutende Einbuße durchzuhalten.

Man soll an dieser Autarkie nichts ändern; es wäre eine Sünde, den Bauern aus seiner Selbstgenügsamkeit herauszunehmen. Die Einfachheit ist und bleibt für die Menschen und besonders für die Erziehung der Jugend ein großer Segen. Wir wissen es auch, wie

schon oft wie überheblich es war, als man eine Zeitlang vor und nach dem Kriege von der Stadt aus sich bemühte, die Bauern zu den Bedürfnissen einer in anspruchsvolleren Formen lebenden Schicht herauszuheben. Durch die Verquickung dörflischer und städtischer Art entstand die Verwirrung, die wir heute haben; die alten bäuerlichen Einrichtungen wurden nicht mehr erneuert, das bäuerliche Handwerk ging zugrunde und die Bauernstuben wurden meist mit geringwertigem modischem Zeug vollgestellt und vollgehängt. Es kam vor, daß der schwäbische Bauer, damit die städtische Stube geschont



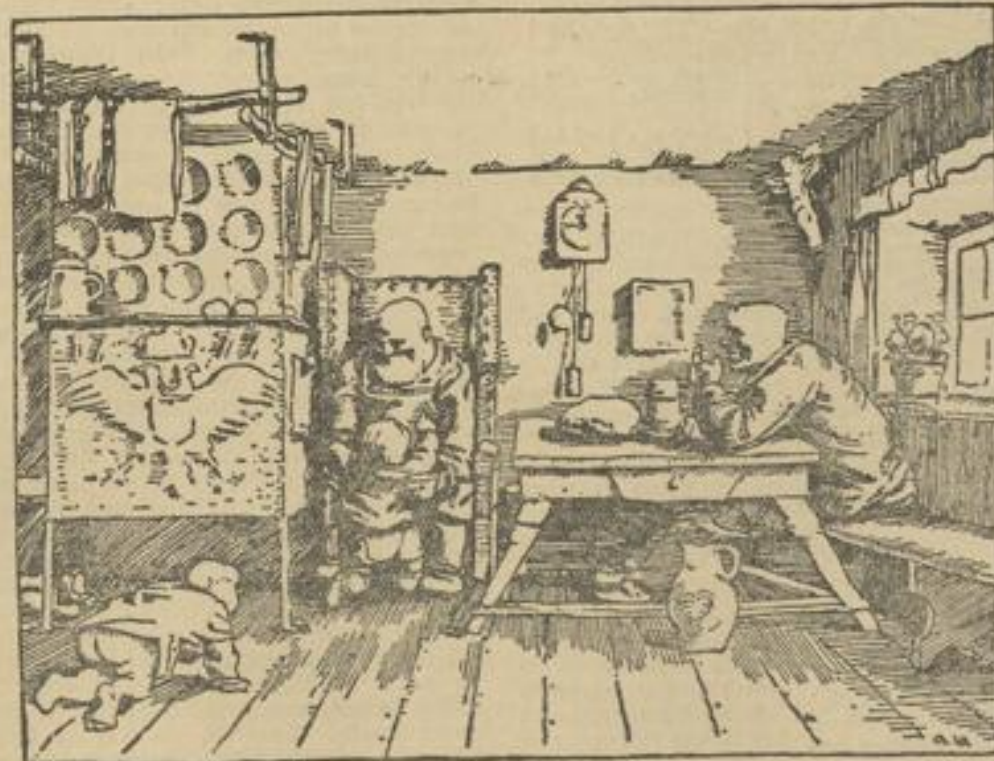
Ofen in der Bauernstube mit Gefänge zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche. J. R.

bleibe, in der Küche essen mußte, und daß unter dieser Verirrung die Behaglichkeit des bäuerlichen Familienlebens not litt. Freilich, in vielen bürgerlichen Häusern, auch in unseren kleinen Städten, hat man mit diesem Unsinn begonnen und ist heute noch nicht davon frei.

Das Hausgestühl / Von August Zämmle

„Möbel“ sagt man heute allgemein dafür, und man versteht darunter — mobilis bedeutet ja auch soviel wie das deutsche Wort beweglich — jene transportablen Einrichtungsgegenstände, die man beim Wohnungswechsel in Möbelwagen fortführen kann und in anderen Stuben wieder aufstellen kann. Aber der Bauer braucht keine „Möbel“, denn er zieht ja nicht aus, und er ändert die Einrich-

tung seiner Stuben nicht nach dem Zeitgeschmack. Und jedes Stück der Einrichtung, Schrank und Stubenlaken und Bank und Tisch und Truhe, hat wie der Ofen ein für allemal seinen festen Platz. Und es war auch bei uns früher so, daß der Zimmermann, der das Haus baute, die Bänke und der Schreiner die Schränke und Rasten fest in die Wand einfügte. Und das Schreinerwerk



In einer schwäbischen Bauernstube

Alfred Bollmar

Soll d' Bauernstüb e A'esch han,
so muoch e Rastelof drein stooch,
und glet druckel fer de Baure
e Readerstühl mit Kern ond Kofen.
Ond omß Sed rom an de Feaster
muoch e Bank gau,
uf em Semje mücht em Sommer
(Aus „Schwobespiegel“ von A. Zämmle.)

Bloumeßtedd stooh,
Ond vor em Bank es Baure Stolz
e Tisch wo ditzedime Holz,
ond en dr Wade neadrem Messer
e Boid schwarz Brot — 's mücht nerze besser:
E aiges Brot, nex gländers geit;
schneid ra ond ih, de Baure freut!
(Aus „Schwobespiegel“ von A. Zämmle.)

paßte nach Größe und Form, nach Holz und Farbe genau zum „Zimmer“, dem vom Zimmermann gemachten Raum. Und heute?

Man rühmt mit Recht die niederländische Bauernstube und die Stuben im Wald- und Berglande mit ihrem alten überkommenen Hausgestühl. Da ist heute noch alles, Boden und Wände und Decken, Türen und Fenster, Rasten und Tische und Stühle, Elen und Gerat von einer beglückenden Liebereinstimmung. Auch in Liebereinstimmung mit den Menschen, die in diesen Stuben leben und sterben. Da ist nichts zu viel und nichts zu wenig, es stört nichts, und es ist nichts zu entbehren, alles erfüllt Zweck und Bedürfnis. Und wo ein Gegenstand erneuert werden muß, geschieht es mit geringer Abweichung nach dem alten Vorbilde. So haben auch sonstwo in Deutschland einzelne Landschaften Typen von Schränken, Truhen, Siedeln. Lesen herausgebildet, die eben so bodenständig wie bewundernswert praktisch und schön sind. Man verzeichnet dort auch heute noch, sich irgendwie durch Mode und Handel bestimmen zu lassen, ja, dieses Hausgestühl vermochte von sich aus den Geschmack unserer Zeit wesentlich zu bestimmen und zu bereichern. Und es ist darum dort auch das bodenständige Handwerk in seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit erhalten geblieben.

Ich bemerke dazu: wo das Handwerk zugrunde ging, geschah es aus dem Grunde, weil man eine mobile Umstellung von ihm verlangte, der es doch nicht gewachsen sein konnte, und weil man ihm durch fremde Handelsware das Geschäft verdrängte.

Es wäre noch zu helfen

Es wäre aber auch bei uns und heute noch wieder möglich, die Bauernstube in einer zum schwäbischen Bauern passenden und würdigen Art einzurichten. Vermeidet man das Lieberlebte und Unpraktische und auch das Ungefunde unserer alten Bauernhäuser, so bleibt davon für uns heute doch noch eine Fülle des Guten und Schönen, das wir übernehmen können. Gerade unsere besten Architekten haben das auch erkannt und anerkannt, und wie im Bürgerhaus, auch im Bauernhaus sich an das Vorbild gehalten. Die Häuser der Rochenhofriedung in Stuttgart, vor allem die Häuser von Paul Schmitt-henner, sind Beispiele für die Stadt. Da das Bauernhaus immer Zweckbau war, ist die Fortsetzung der Lieberlieferung noch leichter als beim Stadtbau.

Und so richte man auch wieder die Bauernstuben ein mit einem kraftvollen Hausgestühl, das zu der schwereren Arbeit des Bauern paßt und einem innigen Familienleben, auch der Behaglichkeit der Winterruhe, zu dienen vermag. Wo es nicht anders sein kann um des Geldes willen, dürfen die Einrichtungsstücke aus Tannenholz sein, das roh oder gestrichen wohl zu genügen vermag. Ich bemerke zu dem Anstrich, daß dunkle Stuben Schreinerwerk mit leuchtenden bunten Farben brauchen; nur darf man ein solches Stück nicht an einem hellen Platze aufstellen, weil es dort grell und aufdringlich wirkt.

Wo es der Geldbeutel erlaubt, soll das Hausgestühl aus dem edlen Holz, das bei uns wächst, gemacht werden, das Birn- und Apfelbäume, Nuß- und Kirschbäume liefern. Ist ein solches Stück auch teuer, so kann es doch durch Geschlechter hindurch vererbt werden und wird immer ein Schmuck der Bauernstube sein und begehrt von den Kindern.

Könnte es bei uns nicht wieder so werden, daß der Bauer Tisch und Schrank aus eigenem Holz beim Dorfschreiner machen läßt? Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, was für ein beglückendes Gefühl es für uns alle war, als wir an Stelle des alten verbrauchten Eßtisches den neuen bekamen, den der Nachbar Schreiner aus dem Holze eines Apfelbaumes geertigt hatte, von dem wir Kinder uns ein Jahr vorher noch die Früchte hatten schmecken lassen. Der Tisch war uns geradezu jählich lieb, er war etwas vom eigenen Leben.

Raum irgendwo so wie in Süddeutschland

sind die Voraussetzungen für ein edles Hausgestühl im Bauernhaus gegeben; denn wir haben ja eine Lieberlieferung von wertvollsten Holzern. Und auch an bodenständigen und vortrefflichen Vorbildern dazu fehlt es nicht. Man muß nur dafür sorgen, daß den Handwerkern diese Vorbilder oder wenigstens die Zeichnungen dazu zugänglich sind. Heute ist es schon recht schwer, in manchen Dörfern auch nur eine richtige Bank für die Bauernstube gemacht zu bekommen. Wir haben in

Stuttgart ein Landesgewerbemuseum von monumentaler Pracht; aber der aus Böhmen bezogene Direktor hat ein Menschenalter lang Karitäten aus allerlei Land für sein Museum zusammengekauft und sich nicht um seine eigentliche Aufgabe, das bodenkundige, heimische Handwerk und Gewerbe und die gute heimische Kunst zu fördern, gekümmert. So kam zu der Ungunst der Zeit noch das gänzliche Vergehen der staatlichen Stellen. Was hat das württembergische Handwerk von der Verharmlichung unserer Landesgewerbemuseum, der Ritzsammlung, darin die Vorarbeiten der gewerblichen Industrie, nicht unserer Landes, sondern der Fremde, zusammengetragen sind, gehabt? Wo so die Beauftragten und wo die fährende Schicht die heimische Art vernachlässigt und sich Fremdem zuwendet, da geht jede gute Ueberlieferung, geht auch die Volksgestaltung zugrunde. Die Kulturgemeinschaft ist die Voraussetzung für die Volksgemeinschaft... Absonderung im geistigen Wesen ist der Tod des Volkstums und die Ursache des Verfalls. (Aus: „Unser Volkstum“ von August Rämmle.)

Liebe und Volksweltheit

hinter dem Kachelofen

Oienprüche

Gesammelt von W. Rösch, Unterjesingen

Unter der Regierung des Herzogs Karl Eugen von Württemberg wurde die Verordnung erlassen, daß zum Schutze gegen Feuergefahr hinter den Ofen massive Wände angebracht werden sollten. Doch begnügte man sich auch mit einem Ersatz hierfür, der Wandverkleidung durch Zontafeln. Die damaligen Häuer, wahre Künstler in ihrem Fache, verstanden es, die Zontafeln durch Farbmalerei, Verzierungen und „Oienprüche“ so zu beleben, daß die Plättchen nicht nur eine Feuerwand bildeten, sondern auch zur Ausschmückung der Stube und Unterhaltung der Gäste beitrugen. In Weil der Stadt, Simmshausen, Neubulach und Holzgerlingen wurden die Zontafeln in den Jahren 1780 bis 1850 angefertigt. Zu einer Wand gehören 60 bis 150 quadratische Plättchen von 18 bis 20 Zentimeter Seitenlänge. Statt des Pinsels diente das Malhorn, ein Rädchen, mittels dessen man die Glatte aus dem Ausflußrohr träufeln ließ, ehe die Matte gebrannt wurde. Dazu war eine große Gewandtheit und rege Phantasie erforderlich. Die Oienprüche berichten von der Liebe, vom Essen und Trinken, enthalten Beobachtungen aus der Natur, dem täglichen Leben, viele sind auch religiösen Inhalts. Reime, Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Strophen aus Handwerksburschenliedern und Gesangbüchern wechseln miteinander ab, kurz und gut, witzig und schlagfertig, vor allem handgreiflich, anschaulich, eine Bildersprache, die ihre Begriffe und Vergleiche der umgebenden Natur entnimmt, kurzweg ein Stück echter Volkskunst. Lassen wir nun die „Zontafelkünstler“ zu uns reden:

„Das Lieben bringt groß' Freud, das wissen alle Leut“, und die Häuer, die als lustige Handwerksburschen auf ihren weiten Wanderungen die nötigen Erfahrungen sammelten, wählten es am besten:

Lieben, freien, Hochzeit machen.
Das sind drei recht schöne Sachen.
Lieben und geliebt werden
Ist das höchste Glück auf Erden.
Lieben und kein Freud dabei
Schmeckt als wie ein Wasserbrei.
Liebe im Herzen,
Liebe im Arm.
Das eine macht Schmerzen,
Das andre macht warm.
Jungfern, wollt ihr Rosen brechen,
Seht acht, daß nicht die Dornen stechen!
Die Weiber, das Wasser und das Feuer
Das sind drei große Angebruer.
Wer Heu genug im Stalle hat,
Dem wird die Kuh nicht mangen,
Und wer eine schöne Schwester hat,
Der kriegt bald einen Schwager.
Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,
Ist der Mann auch noch so fleißig
Und die Frau ist lieblich,
Gehet alles hinter sich.
Reimt ich Schwestern wie ein Edman,
Krähen wie ein Gackelhahn,
Ratzefieren wie ein Spah,
Wär ich aller Mädchen Schatz.
Eine harte Kuh ein stumper Jahn,
Ein altes Weib ein junger Mann,
Zusammen sich nicht reimt wohl!
Ein jedes Feindgleichen nehmen soll.
Wenn einer etwas verdammen will haben,
So darf er es nur seinem Weibe sagen,
Dann bleibt es in ihrem Herzen vergeschlossen,
Als hätte man Wasser in ein Sieb gegossen.
Wenn die Henn kräht vor dem Dahn,
Und die Frau redt vor dem Mann,
Soll man der Henn den Schwanz austropfen
Und der Frau auf's Maul nassklopfen.
Doch jetzt wollen wir die „Weiber“ in Ruhe lassen, sonst lesen sie nimmer weiter, und 's wär schadh, denn jetzt folgen Sprüche, die ewig gelten und an denen niemand etwas ausrichten kann.

Warum sich 's Kottenbauern Knecht nicht photographieren läßt

Von Hans Rehling

Da liegen sie an der Straße, die Bauernhöfe in den Dörfern der Ulmer Alb, nachbarlich dicht zusammengedrängt, wie es der Anlage dieser Dörfer entspricht. Und doch ist ein weiter Hofraum geblieben, der einer breitgelagerten Dungele die nötige Ausdehnung läßt und Aufstellungsmöglichkeit und Fahrbahn den zum Hof gehörigen Wagen. Wenn man von der Straße in den Hof hineinblickt, liegt das Wohnhaus mit den Ställen rechts. Den inneren Hofraum schließt das Scheunengebäude ab, der Stadel genannt. Bei manchen Höfen flankieren Stadelgebäude auch die linke Seite des Hofes.

Abgeschlossen ist der Hof in vielen Fällen durch einen Torbaum. Durch das breite Hof-

tor aber treten wir vom Hof aus in den großen, geräumigen Stall ein. Ein warmer Stallduft kommt uns entgegen. Pferdehufe stampfen dumpf auf das Pflaster. Langsam und behaglich, aber sichtlich neugierig, wenden sich uns die Köpfe der Stallbewohner zu. Die Pferde, die gleich zur linken Hand stehen, säuere Belgier, die sich gerne streicheln lassen, blicken klug und freundlich, fromm und herzensgut, die zwei stattlichen Reihen von Rähren, recht naseweis und drohlig die Kälblein in allen Größen. Sauber geputzt sind die Stallgassen, auf frischer Streue, es ist noch am Morgen, steht und liegt das Vieh. Mit breiten Hüften schreitet die Bäuerin durch den Stall, einen Eimer



Bauernstube auf der Ulmer Alb. Nach einem Lichtbild gez. v. H. Baumgärtner

tor, dessen Flügel weit zurückliegen, fahren sommerüber die Heu- und Garbewagen herein, fahren die Dungwagen hinaus und der Pflug. Durch dieses offene Tor fährt auch der bekränzte, wohlgeladene Brauwagen, wenn der junge Bauer eine junge Bäuerin in den Hof hereinbringt. Für den gewöhnlichen Personverkehr genügt das kleine Tor rechts, das uns gleich zum Wohngebäude durchläßt.

Wir treten in das Wohngebäude ein. Rechter Hand zu ebener Erde liegt die Wohnstube. Durch die halboffene Türe sehen wir das anheimelnde Getöse der Zimmerdecke und der Wände. Wir treten uns auf die Stube, werden aber erst nachher eingetreten. Zunächst wollen wir uns das ganze Haus und den ganzen Hof ansehen. Gleich hinter der Stube liegt die geräumige Küche mit dem umfänglichen eisernen Herd. Vom

in der Hand. Sie bringt dem nun durstig aufblühenden, frisch entwöhnten Kälble den Morgenbrunf, reicht dem Tier den Finger in den Mund, und, unbefolgen noch, lenkt es schmeichelnd das Trinken.

Run gehen wir aber durch den Hof zurück in die schöne, warme, heimelige Bauernstube.

Rechts von der Türe steht ein buntemaler Kasten, links davon ruht auf starken Füßen der große eiserne Ofen, ein Erzeugnis des heimischen Eisenwerkes zu Wasseralfingen. Dann und wann findet man links oder rechts von der Türe die Uhr in einem besonderen Ahrenkasten, der so einer Stube besonders wohl ansteht.

Hier auf der Ulmer Alb, und wir wollen's gerne verraten, daß wir beim Kottenbauern zu Jungen eingetretten sind, trifft man vielfach noch den sogenannten „Unter-schlag“, einen von der allgemeinen Stube durch zwei, oben mit Gitterwerk versehene Bretterwände abgetrennten Raum, darin der Bauer und die Bäuerin sich zum Vesper und zum Essen zurückziehen, während die Dienboten, die Gehalten, draußen am Tisch das Vesper und das Essen einnehmen. Die Eingangstür zeigt die Jahreszahl 1847. Doch ist der Unterschlag nur noch selten zu treffen und auch die damit verbundene Lebensart. Der Bauer setzt sich meist mit seiner Familie an den gemeinsamen Tisch, zwei drei ausladende Tische stehen in der großen Stube, deren Wände und Decken draun getäfelt sind. Durch die breiten Fenster herein flutet reiches Licht auf die Tische, namentlich auf den in der Ecke, um den Wandbänke herumgehend. Es ist wirklich ein behaglicher Raum, diese Stube, und ich möchte sie gerne im Bild festhalten als ein Musterbeispiel schwäbischer Bauernstuben, die man da und dort zeigen kann, um den Geschmack für bäuerliche Gediegenheit zu pflegen. Ich stelle also meinen Apparat unter der Stubentüre auf, und weil nun gerade Vesperzeit ist, so kommen aus Ställen und Scheunen eben die Knechte und Mägde herein und wollen das Vesperbrot einnehmen. Die Bäuerin hat schon ausgegarnet. Die Gehalten treten der Reihe nach in die Stube herein, der Knecht und der Handknecht, die Magd und die Unter-magd. Fragend blickt der Knecht mich und den Apparat an. Er ist doch zum Vespern gekommen und will dabei ungestört sein, denn er hat es gewiß verdient. Wir konnt die Sache gerade recht, diese seine Gesellschaft um den breiten Tisch herum, in der seinen Stubendeckel, und wie prächtig mühte erst das Bild werden, wenn der Knecht, dem die ganze Geschichte gar nicht so recht zu passen scheint, auf dem Bild den Rücken bilden würde. Wenn ich ihn darum bitte, tut er es gewiß nicht. Er ist ein guter Schwabe, der besonders in der Laune, die ihn augenblicklich erfüllt, am liebsten das Gegenteil tut von dem, was man möchte. Also bitte ich ihn freundlich: „Ach, Sie, an der Tischseite, nichts für ungut, aber wollten Sie nicht einen Augenblick freundlich zu meinem Apparat herübergucken?“

„Wenn i vespere, will i et photographiert werde!“, und er blickt mit nun in prachtvollster Weise den Buckel hin, ganz so, wie ich es gewünscht und gewollt habe. Knips! Ich habe ihn, ich habe ihn mit seinem drei-

ten Buckel, ich habe sie alle, ich habe die schöne, heimelige Stube des Kottenbauern von Jungingen bei Ulm, an der viele Wesen unserer Heimatbeilage mit mir eine Freude haben werden.

Wenn d'r Aehne

G'schichte v'rzählt

Von Hans Rehling

O schöne Zeit! O sel'ge Zeit!... Ich hatte die Schlittschuhe unter den Ofen gelegt und die Stiefel ausgezogen und sah nun in den „Läppern“ auf dem Schemel in der Stube, nicht weit vom Ofen entfernt, der die Jahreszahl 1824 trug und das württembergische Wappen. Der Aehne ruhte behaglich in seinem einfachen hölzernen Lehnsessel, der nur ein Kissen aus Spreu als Sitzpolster hatte. Der Sessel stand ganz nah beim Ofen, denn der Aehne hatte es gern warm. Und warm war es in der abendlichen Stube und wurde immer wärmer. Der Ofen begann zu glücken, eine kreisrunde Scheibe leuchtete wie die Mitternachtssonne in die Stube herein. Die Raube schnurrte leise, und nun begann der Ofenhafen zu singen. Im Ofen selbst hob ein leises Donnerrollen an. Die Mutter rüchtete mit der Ofengabel den kupfernen Kartoffelknoten auf seinen drei Beinen aus Feuer.

Der Aehne rauchte seine Pfeife, die aber allmählich ausging, und nun ruhten seine Hände auf den Kessellehnen. Es war nun völlig Nacht geworden, und die Mitternachtssonne am Ofen glühte stärker, der Ofen sang immer schöner, und die Raube schnurrte immer feiner. Raumlöse Stille herrschte in der Stube.

„Aehne, v'rzählt mir au e G'schichte!“
„I weiß tot's nait.“
„Gi jo, d'Rosa von Lannenburg!“

Also begann er mit ihr und erzählte sie ganz, Oh, es war so schön, wie mir fetter niemand Geschichten hat erzählen können, wie mir kein Theater und kein Konzert und nichts gefallen hat.

„Komol oi!“
Run folgte der Daniel in der Löwengrube, die drei Männer im Feuerofen. Nu, war das eine gruselige, gefährliche Sache, und ich rüchtete auf meinem Schemel merklich von dem immer heißer werdenden Ofen weg. Und noch eine Lam, der Heinrich von Gieshelsfeld.

Heinrich von Gieshelsfeld, das gestohlene, um sein Jugendsüd betrogene Kind! Das Mädchen, das ihn hüten sollte, war den lodenden Löwen einer verführerischen Tanzmusik nachgegangen. Die Räuber waren gekommen und hatten das Bäcklein aus der Wiege geholt, das Mädchen aber fand die darum geschlungenen Blumenkränze an Boden treten, und die Wiege selbst leer. Das Glück des Hauses war geraubt.
In einer finsternen Höhle eines dichten, dunklen Waldes aber wuchs das Bäcklein heran, gelehrt von einer alten Zigeunerin. Es sah weder Sonne, Mond und Sterne, noch blühende Wiesen, springende Böden und weidende Lämmer, hörte kein Vogel-singen und kein Bachesausfließen. Alles, was die Welt schön macht, kannte und wußte es nicht. Nur einer der Räuber, der jüngste, war ein Mensch mit fühlendem Herzen. Er erzählte dem Bäcklein von dem Leben da draußen und schenkte ihm Vögelchen und Schäflein, Rähre und Pferde, Hasen und Rehe und stellt sie vor ihm auf, daß es leuchtenden Auges mit den Händen patzte. Waren es auch nur tote Dinge, nur ein düstiger Ertrag vom wahren Leben, das gefangene Bäcklein säßte sie mit Atem und nährte an ihnen seine Sehnsucht nach dem wahren Leben, das ihm von den mitleidigen Räubern vorenthalten wurde, um einst ein hohes Löfgeld für ihn herauszuschlagen. Und diese Sehnsucht wuchs immer mehr, und als eines Tages die ihn bewachende Hexe schlief, entwich der junge Gefangene und kam zum erstenmal hinaus in den strahlenden Sonnenschein, auf die grünen Wiesen, zu den prangenden Saaten, an das rauschende Bäcklein, sah die Lämmer weiden und die Böcklein springen. Oh, was das ein Glück! Nicht fertig werden konnte der Bub damit. Und bei einem Fuhrmann, der eine Ladung Mulden hat, darf es aufsitzen, der versteht ihn vor den verfolgenden Räubern in seinem Wagen. Und durch eine glückliche Fügung findet der Fuhrmann die Eltern des unglücklichen Kindes...

So erzählte einst der Aehne im Sessel neben dem Ofen.

„O komm noch einmal, lieber Aehne, darff ich in meinen weichen Sessel sitzen. Komm und erzähl das G'schichtlein vom Heinrich von Gieshelsfeld! Ich will es weiter erzählen vielen, vielen Menschen. Erzähl mir, Aehne, erzähle alles bis zum schönen Schluss, da der gestohlene Prinz wieder heimkam!“ So war es.

Vater und Mutter lachten vor lauter Freude, und in dem Schloß war es noch einmal so schön, tausend Kerzen brannten, alle Augen leuchteten, alle Worte, die gesprochen wurden, klangen so lieb und traut, es war, als högen unsichtbar Engel durchs Schloß und man spüre ihren Leisen, werden Flügel-schlag wie ein Streicheln an den Wangen...

Die Mitternachtssonne an der Ofenplatte wurde immer größer und schöner. Dumpf pochte wieder ein rutilzendes Scheit an die Ofenwand, und leise sang der Ofenhafen.

J. A. des Verlags zur Förderung der Volkshilfungs herausgegeben von Hans Rehling

